

**Pfarrer Jörg Zimmermann
Thomaskirche Bonn-Röttgen**

**Predigt zu Römer 8, 26-28
(Predigtreihe „Gebet“ – Teil 3)**

am 18.02.2007

Liebe Gemeinde,

„denn wir wissen nicht, was wir beten sollen...“ – so habe ich in der Ankündigung der Predigtreihe die heutige Predigt überschrieben, mit einem Zitat des Paulus aus dem 8. Kapitel des Römerbriefes, von dem einige Verse heute unsere Grundlage bilden sollen.

Aber da stelle ich gleich mal eine Rückfrage: stimmt das überhaupt? Wieso sollten wir nicht wissen, was wir beten sollen? Kleine Kinder zum Beispiel, die wissen das in der Regel sehr genau: da werden gleichsam Wunschzettel angefertigt, ganz konkret, so wie Kinder nun mal sind. Vor 2 Wochen, da habe ich zum Beispiel von mir selber schon mal erzählt, wie ich als Kind Abend für Abend im Gebet mit meiner Mutter den Wunsch geäußert habe, Gott möge aus mir einen guten Torwart machen. (Eine Bitte, die er dann leider doch nicht so recht erhört hat... ☺)

Aber nicht nur für Kinder gilt das, auch für uns Erwachsene: sicher, wir formulieren meist nicht mehr so konkret, aber im Grunde wissen wir doch, was wir von Gott erbitten, oder? Frieden auf Erden, Nahrung für alle, Gesundheit, einen Arbeitsplatz – und so weiter.

Am wenigsten nachvollziehbar wäre es, wenn ich als Pfarrer das sagen würde: „denn wir wissen nicht, was wir beten sollen...“ – schließlich bete ich ebenso wie meine Amtsschwester und –brüder doch ständig beruflich, sei es spontan oder auch nach schriftlicher Vorbereitung. Und privat tun wir es – hoffentlich! – auch. Bei alledem wissen wir doch sehr wohl, was wir wollen, oder etwa nicht?

Schließlich: im Urchristentum des Paulus war das alles vermutlich gar nicht grundlegend anders. Natürlich wurde auch dort gebetet, inbrünstig sogar, und Paulus selbst schreibt bekanntlich darüber. Da sind Gebetsteile auch im Neuen Testament überliefert, und außerdem werden wir mit dem Phänomen der Zungenrede konfrontiert, wo Menschen in Ekstase Worte finden, die dem natürlichen Verstand nicht mehr zugänglich sind. Übrigens ein Phänomen, das uns hier und heute zwar vielleicht fremd sein mag, das aber weltweit wieder enorm auf dem Vormarsch ist: in der Pfingstbewegung nämlich, und die ist bekanntlich die weltweit am schnellsten wachsende kirchliche Gruppe überhaupt.

Also: wie ist das mit dem Beten? Wissen wir nun, was wir beten sollen, oder wissen wir es nicht? Wohlgermerkt: Paulus schreibt hier von engagierten Christen und nicht etwa von indifferenten Ungläubigen, die sagen würden: Beten – was soll ich damit? – Nein, es geht Paulus um ein Problem **der Kirche**. Können wir damit etwas anfangen?

Lassen Sie uns den Text in seinem unmittelbaren Zusammenhang hören: Römer 8,26-28:

Der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, sondern der Geist vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.

Der aber die Herzen erforscht, der weiß, worauf der Sinn des Geistes gerichtet ist; denn er vertritt die Heiligen, wie es Gott gefällt.

Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die er nach seinem Ratschluss berufen hat.

Von unserer Schwachheit ist hier die Rede. Und sogleich auch davon, was ihr entgegengesetzt wird: Gottes Geist. Also bereits beim Beten selber, nicht erst als Antwort Gottes auf unser Gebet! Was bedeutet dieser Unterschied und mit ihm diese ganze merkwürdige Passage aus der Feder des Paulus?

Ich möchte es einmal so sagen: die Welt Gottes und unsere Welt sind dermaßen tiefgreifend voneinander unterschieden, dass da allein die Kontaktaufnahme von „unten“ nach „oben“ bereits der göttlichen Unterstützung bedarf. Und an dieser Stelle, da werde ich hellhörig diesen Worten des Paulus gegenüber, weil ich den Eindruck habe: er ruft hier etwas in Erinnerung, das wir mehr oder weniger gänzlich verdrängt haben.

Bei einem Kleinkind mag das ja angehen: Gott einen Wunschzettel zu schreiben oder auch zu sagen, so als wäre er der nette Onkel von nebenan, oder besser: so als wäre er eine Art überdimensionaler reicher Onkel aus Amerika, der einem jede Bitte erfüllen kann. Das Kind wird dann seine Erfahrungen mit diesem „Onkel“ machen, und darunter sicher auch frustrierende Erfahrungen, die ihm nach und nach zeigen: ganz so einfach ist das offensichtlich nicht mit den Bitten und ihrer Erfüllung. Wenn alles gut läuft, wird das Kind mit der Zeit seinen Glauben weiterentwickeln, so dass es ein reifer Glaube werden kann, der einsieht: Gott steht nicht einfach immer und überall zu meiner Verfügung; er ist kein Automat, in den ich oben etwas hineinwerfe, und dann kommt unten das gewünschte Ergebnis heraus. Nein, das ist er wirklich nicht, leider nein! – Oder nicht doch vielleicht: zum Glück nein?! Ich werde diese Frage gleich noch einmal aufgreifen.

Aber soviel jedenfalls steht fest: diese gerade skizzierte, ja fast etwas karikierte Form einer kindlichen Gottesvorstellung, sie ist eben nicht nur bei Kindern zu beobachten, sondern auch bei uns Erwachsenen, und das in unterschiedlichen, ja einander entgegenstehenden Ausprägungen:

Da sehe ich die einen, die beten überhaupt nicht oder nicht mehr. Wenn man sie danach fragt, sagen sie: ich habe auf viele Gebete keine Antwort bekommen. Das ist natürlich von außen nicht zu widerlegen. Wenn ein Mensch es so empfindet, dann ist das eine ganz bittere Empfindung, die man ihm nicht so schnell wird nehmen können. Aber ob wir an dieser Stelle nicht doch zurückfragen dürften: Bist du dir da wirklich ganz sicher, keine Antwort bekommen zu haben? Könnte es nicht zumindest sein, dass du so manche Antwort nicht gehört hast – und zwar deswegen nicht, weil du dir im Grunde selber die Antwort, die du von Gott erwartet hast, bereits in deinem Kopf zurechtgelegt hast? Eine Antwort also, die eigentlich gar nicht mehr im ursprünglichen Sinne Antwort Gottes sein konnte, sondern nur eine Antwort, die du dir selber ausgedacht und für die du den – ich nenne es mal so: „Erfüllungsgehilfen“ Gott einspannen wolltest? Was im Grunde nichts anderes ist als das, was das Kind tut, wenn es seinen „Wunschzettel“ an Gott richtet!

Dabei ist allerdings soviel sicher: diese Rolle eines „Erfüllungsgehilfen“ zur Realisierung der vielen „Wunschzettel“ von klein und groß ist Gott vermutlich kaum einmal bereit zu spielen. Er gibt seine eigenen, oftmals seine ureigensten Antworten. Es ist in der Tat eine Kunst, für diese Antworten Gottes offen zu bleiben.

Aber nun gibt es neben denen, die das Beten ganz aufgegeben haben, auch das glatte Gegenteil: diejenigen, die gerne und viel und ständig beten. Häufig Leute ganz aus dem Zentrum der Kirche, insbesondere aus gewissen Kreisen, die besonders „fromm“ daher kommen und so eine ständig erlöste Aura um sich tragen. Von denen wüsste ich in der Tat gern, wie auf sie dieses Pauluswort wirkt: „denn wir wissen nicht, was wir beten sollen...“. Nun, wahrscheinlich würden gerade sie sich auf den ja ebenfalls erwähnten Heiligen Geist beziehen

und mir antworten: Was willst du denn: dieser Geist, der ist eben an mir und meinesgleichen kräftig am Werk!

Ich weiß nicht. Ich habe auch nach solchen Erklärungsversuchen den Eindruck, da stimmt etwas nicht. Wenn ich manche Leute über Gott so reden höre, als wäre er ihr bester Kumpel, als kennten sie ihn durch und durch – dann ist das zwar auf der einen Seite das glatte Gegenteil der Leute, die gar nicht oder gar nicht mehr beten, und da sollte man ja meinen, das müsse ich als Christ und Pfarrer nun besonders gut finden. Aber es bleibt ein Unbehagen. Denn das ist er doch nun einmal nicht: unser bester Kumpel! Er ist vielmehr einer, vor dem Menschen zu allen Zeiten tatsächlich auch gezittert haben! Einer, der uns nun wirklich gerade nicht zur Verfügung steht! Einer, mit dem wir nicht mal eben so locker ein Bier trinken gehen – nicht einmal am Karnevalssonntag!

Ich erinnere mich an eine christliche Rockband. Vor ihrem Auftritt hatten wir eine Besprechung, und dann sagte einer von ihnen: So, nun ist ja alles besprochen; wir müssen jetzt noch mal nach nebenan. Ich fragte erstaunt nach: Aha, und was habt ihr vor? Darauf er: Das machen wir immer so, bevor wir spielen: da gehen wir noch einen beten! – Irgendwie war das ja beeindruckend: nicht einfach so auf die Bühne, sondern vorher noch beten. Aber: „**einen** beten gehen“? so wie man „einen trinken geht“? Mich störte etwas an dieser allzu saloppen Ausdrucksweise. Und zwar störte es mich gerade im Zusammenhang mit dem Gebet. Es wurde dadurch so banal, so abgedroschen, so – ja: so unheilig!

Und demgegenüber rückt mir dieses Sätzchen des Paulus auf einmal immer näher: „...denn wir wissen nicht, was wir beten sollen...“ Darin verdichtet sich doch die Erfahrung: zwischen uns und Gott besteht eine Distanz, eine Entfernung, und wenn wir ehrlich sind, dann müssen wir hinzufügen: es ist eine unermessliche Entfernung, von uns aus eigener Kraft eben nicht und niemals zu überbrücken! Wer im Erschrecken über diese Distanz den Mund zum Beten nicht mehr aufbekommt, wem der Atem stockt und wem kein Wort mehr einfällt, der dürfte auf paradoxe Weise Gott wesentlich näher sein als der, der mit ihm parliert, als säße er gleich neben ihm auf dem Sofa!

Und auch dies ist eine Erfahrung mit dem Gebet: ich kenne das von mir selber: wenn ich hier und da mal echte Not hatte, gerade da sprudelten mir die Worte des Gebets nicht so locker aus dem Mund. Da rang ich um Worte, um Formulierungen; manchmal brachte ich nichts heraus. Weil ich die Distanz zwischen meiner menschlichen Welt und der göttlichen Welt so schmerzlich spürte, verschlug es mir regelrecht die Sprache! Da war Gott mir dermaßen fremd geworden wie einer – ja wie einer, dessen Sprache ich nicht spreche, mit dem ich mich also nicht verständigen kann.

Aber nun heißt es eben in so einer Situation nicht: frustriert die Gebetshaltung aufgeben und sich in die Isolation zurückziehen! Nein, Paulus lässt uns nicht einfach sitzen in dieser Misere des Beten-Wollens, aber Nicht-Beten-Könnens! Er spricht vielmehr vom Geist, der uns vor Gott vertritt. Und wie „vertritt“ er uns? „Mit unaussprechlichem Seufzen“, so heißt es hier. Also gleichsam als „Dolmetscher“, der unseren Anliegen vor Gott eine Sprache verleiht, die wir ihnen nicht verleihen können.

Nu kann man fragen: was soll das heißen: Gott spricht eine Sprache, die nicht die unsrige ist und wo es dann einen himmlischen Dolmetscher braucht, damit wir mit Gott kommunizieren können? Wenn er unser Schöpfer ist, dann wird er doch wohl auch unsere Sprache verstehen, oder? Was soll das alles bedeuten, wenn wir auf der anderen Seite doch sehen, dass Jesus den Leuten das Vaterunser beigebracht hat, dass schon in den Psalmen Gebete aller Art überliefert sind und so weiter? Wie sollte sich dazu nun die „Übersetzungsarbeit“ des Geistes verhalten?

Liebe Gemeinde, ich finde das gar nicht so schwer zu verstehen. Hier geht es nicht etwa darum, dass Gott gleichsam einen Sprachkurs nötig hätte, weil seine Kreatur nun eigene Wege gegangen ist, auf denen er ihr nicht folgen kann, und sofern er diesen Kurs nicht gemacht hat, muss halt irgendwer zur Übersetzung her. Nein – worum es geht, ist die Feststellung: zwischen Gott und uns besteht diese Distanz, die im Grunde aus sich selbst heraus oder auch aus uns heraus unüberbrückbar ist. Durch diese Feststellung wird gerade denen Rechnung getragen, die sich von Gott zunächst einmal unendlich weit entfernt fühlen. Paulus versucht gar nicht, sie zu beschwichtigen nach dem Motto: ist doch alles nicht so schlimm! Nein, er bestätigt, was sie fühlen: Tatsächlich, diese Distanz besteht!

Aber er geht noch weiter: Diese Distanz wird überbrückt: und zwar durch den Heiligen Geist, der doch kein anderer ist als wiederum **Gottes** Geist! Gott selbst überbrückt die Distanz, die zu überbrücken wir nicht imstande sind. Wir haben es hier im Bezug auf das Gebet im Grunde mit derselben Botschaft zu tun, die das Neue Testament im Hinblick auf unsere ganze Existenz mit dem Namen Jesus Christus, dem auf die Erde gekommenen Gottessohn, verbindet: so wie Jesus durch seine Menschwerdung die Distanz Gottes zu uns hin durchbricht, so durchbricht der Geist durch sein „unaussprechliches Seufzen“ die Distanz, die uns im Gebet von Gott trennt. Und das bedeutet: so landet plötzlich in Gottes Ohr, was von selber dort niemals würde ankommen können.

Wir sind hier mitten in der Vorstellung gelandet, die in der Kirche zur Lehre von der sogenannten „Dreieinigkeit Gottes“ wurde. Das ist ja so ein Kapitel, das wir gern aussparen oder für etwas völlig Überholtes halten. Ich sehe das anders: hier bricht sich die grundmenschliche Erfahrung Bahn: einerseits besteht zwischen Gott und uns ein Abstand, ja ein unendlicher Abstand. Und andererseits wird über diesen Abstand hinweg sozusagen eine Brücke geschlagen – uns zugute, und das durch Gott selber, denn wir könnten sie nicht schlagen. Um aber festzuhalten, dass der Abstand nun mal gleichwohl weiterbesteht, entsteht die Rede von Vater, Sohn und Geist. Da, wo wir Gottes Nähe zu uns und seine Distanz von uns gleichzeitig aussagen wollen, wird die Einheit Gottes tatsächlich bis kurz vors Zerreißen gespannt. Das bringt der Kirche die Kritik der anderen monotheistischen Religionen ein. Aber wir wollen ja gar nicht etwa der Vielgötterei das Wort reden. Wohl aber, und dahinter steckt eine große Glaubenserfahrung, wollen wir zugleich dies festhalten, dass Gott uns immer und grundsätzlich entzogen ist, sowie das Andere: dass er sich uns ohne Kompromisse zugewandt hat.

Ich hoffe doch sehr, liebe Gemeinde, hier wird deutlich: was zunächst aussehen mag wie ein großer Brocken merkwürdiger und vielleicht längst veralteter Theologie aus grauer Vorzeit – bei näherem Hinsehen ist es Ausdruck tiefgreifender Erfahrungen, die Menschen damals wie heute mit dem Gott der Bibel machen.

Und dann fügt Paulus noch etwas an, das wirkt wie die Quintessenz des bisher Gesagten: **Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.** Wieder so ein Satz, der sich gar nicht so einfach von selber versteht. „Alle Dinge zum Besten dienen“?? Also es gibt doch nun wirklich mehr als genug Leiden, dem wir beim besten Willen keinen Sinn abringen können, mehr als genug Gebete, auf die wir keinerlei Antwort vernehmen. Will Paulus uns hier vorhalten, wir hätten gefälligst in allem was uns widerfährt, einen guten Sinn zu entdecken?

Nein, liebe Gemeinde, ich glaube nicht, dass er das tun will. Aber in der Tat will er uns über so manche Frustration des Augenblicks hinweghelfen. Um diesen Satz mit dem Vorangehenden zu verknüpfen, möchte ich es einmal so sagen: Paulus meint: Weil da tatsächlich ein Gott ist, der mit Hilfe seines Heiligen Geistes all unser Beten, auch all unser Stammeln, ja sogar all unser hilfloses Schweigen hört und versteht, darum dürfen wir gewiss sein: dieser Gott wird uns eines Tages aus all den Nöten herausreißen, die uns hier und heute so zu

schaffen machen. Und demgegenüber, was uns dann erwartet, wird in der Tat alles, was uns hier so leiden lässt, bis dahin, dass wir keine Worte mehr finden, um es überhaupt noch vor Gott zu tragen – demgegenüber wird das alles bedeutungslos, jawohl!

Noch sind wir an diesem Punkt, den Paulus da an den Horizont malt, nicht angelangt, wohl wahr! Noch haben wir oft genug den Eindruck: da hört uns keiner, wenn wir beten. Denn es folgt keine Antwort, jedenfalls keine, so wie wir sie uns vorstellen. Wie ich eingangs schon sagte: Gott ist kein Automat, in den wir oben etwas hineinwerfen, und unten fällt das gewünschte Ergebnis heraus. Leider ist er so nicht – oder, so fragte ich vorhin: sollten wir nicht besser sagen: zum Glück ist er so nicht?!

Ich glaube je länger desto mehr: es ist unser Glück, dass er so nicht ist. Gott als Erfüller meiner Wünsche – ich weiß nicht... Ebenso wenig wie ich mir sicher bin, ob ich wirklich immer so genau weiß, was für mein Leben wirklich gut ist. Dafür nehme ich mich selbst als viel zu wankelmütig wahr. Ich würde mir am liebsten alle Schwierigkeiten und Nöte des Lebens ersparen. Klar, wer würde das nicht? Und doch merken wir im Nachhinein doch oft: gerade diese Schwierigkeiten und Nöte sind es, an denen wir reifen und uns weiterentwickeln.

Ob es da nicht die bessere Devise sein könnte, tatsächlich darauf zu vertrauen – auch gegenüber dem, was wir oft im Augenblick empfinden: Gott wird mir schon alle Dinge zum Besten dienen lassen – zu einem Besten, das ich jetzt noch gar nicht ermessen kann, auf das ich aber ganz fest hoffen darf?! So wie auch der immer an seiner Hoffnung festgehalten hat, nach dem wir uns nennen: Jesus Christus, dem Gott eben auch Größeres und Besseres geschenkt hat, als wir uns mit unseren irdischen Maßstäben überhaupt je wünschen könnten!

In dieser Hoffnung, liebe Gemeinde, lassen Sie uns fest verankert bleiben! Und wenn wir auch bisweilen den Eindruck haben, mit unseren Gebeten nicht weit zu kommen, schon gar nicht bis zu Gott – lassen Sie uns fest darauf vertrauen: was uns aus eigener Kraft nicht gelingt, dem Geist gelingt es; er stellt die Verbindung her. Und letzten Endes wird Gott kein ernsthaftes Gebet, keinen notvollen Seufzer, auch kein verzweifelttes Schweigen auf Dauer ohne Antwort lassen! Amen.